

[Nachdruck verboten.]

82]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Er schrieb der Mutter. Gute, liebe, einfache Worte, die sie verstehen konnte. Eine Karte in die Eulenmühle, wo die Emilie schon einen Duben auf ihrem Schoße wiegte. Da stand die Silberpappel nun schon voll im Laub und flüsterte von süßen Frühlingsfreunden, und der Bach schloß brausend übers Rad und schäumte, und in den alten Bufen des Gemäuers bauten die Späzen und die Rotschwänzchen ihre Nester — und am Ende gar, hinten, wo der Teich war, brach der Flieder schon auf, der geschützt stand, und oben der Wacholder duftete stark und bekam seinen silbernen Glanz.

Es hielt ihn nicht im Hause. Er zog ins Freie, und sein Lied klang durch den Wald. Zum ersten Male war er ein „freier Bursch“. Du kärgliche Lust — du gierig genossene Lust!

Im Forsthaus verzehrte er in der Laube, die noch ziemlich kahl war, ein einfaches Mittagsbrot. So gut hatte es ihm nicht mehr geschmeckt seit seiner Jugend. So glücklich war er lange nicht mehr gewesen. Seit er in der Eulenmühle gespielt hatte, nicht mehr.

8.

Professor Winter sagte: „Ich will Ihnen sagen, lieber Freund, der Mensch ist auf einen Platz gestellt, seine Pflicht zu tun. Das ist alles. Man muß nur seine Pflicht richtig sehen und klar erkennen. Dann aber ist jedes Dufidern und Absondern vom Uebel! Und sich nicht in sich selbst vergraben! Die kleinen Dinge im Leben, die einen ablenken können, die muß man ruhig an seinem Wege mitnehmen. Nicht zu wichtig nehmen, aber mitnehmen. Sie werden sagen wollen, die gelten Ihnen nichts. Aber sagen Sie, gibt es etwas, das nichts gilt, nicht etwas in uns auslösen kann? Wir können nie vorher wissen, was in uns ausgelöst wird. Und wenn auch nicht das. Ich sehe die Jugend viel zu sehr auf Prinzipien reiten, Prinzipien überall, im künstlerischen, literarischen, wissenschaftlichen Leben, im politischen und privaten Leben.“

„Prinzipien sagen Sie — man könnte auch Charakter sagen.“

„Nun, nun, man könnte. Man könnte auch Enge sagen. Wir haben das so an uns, es ist gut Deutsch. Es wird aus allem gleich eine Devise, ein Dogma, ein Prinzip gemacht. Und dann ist's so leicht, Charakter zu haben. Gehen Sie mir. Charakter ist etwas ganz anderes, etwas viel Weiteres, etwas viel Tieferes. Wenn ich das auf jeden Schritt und Tritt mit Stachelndraht einzäunen muß, ich bitte Sie. Mir ist das lächerlich. Mir ist das der Beweis, daß der Charakter gerade fehlt — und jedenfalls: daß er noch keine Festigkeit und Sicherheit gewonnen hat. Charakter muß Fährnisse bestehen können, muß aber nicht immer proklamieren wollen. Das ist die Charakterlosigkeit unserer Charaktere, daß sie immer proklamieren. Wir wollen jeder wir selbst sein — nicht so herdenweise uns abzeichnen lassen, die einen mit einem schwarzen Kreuz, die anderen mit einem roten Strich, die anderen schwarz-weiß-rot und so weiter. Das ist furchtbar leicht. Hüten Sie sich davor.“

„Ich zähle mich nicht zum einen und nicht zum andern.“

„Vielleicht noch nicht — es kommt wohl noch. Sie fangen schon an, diese Schwere sich zuzulegen, die in alles ein Fragezeichen legt: was bedeutet das mir? Gehen Sie! Es bedeutet Ihnen alles etwas. Sie müssen nur Leichtigkeit dazu haben. Die Schwere will immer zur Ruhe — Sie können das physikalische Gesetz so auslegen. Das Gesetz der Schwere will sich im Trägheitsgesetz auflösen. Die Leichtigkeit will Bewegung. Das ist's. Und hören Sie: gehen Sie ruhig einmal irr. Gehen Sie tüchtig irr. Lassen Sie sich ablenken. Das schadet nichts. Das erweitert und schließt auf. Sie tragen dabei ein wie die Bienen. Nur wieder zu den Waben zurückfinden. Das muß Instinkt werden, Charakterinstinkt.“

„Aber die Arbeit, Herr Professor!“

„Die Arbeit? Diese Frage ist auch so echt deutsch. Als ob die Arbeit alles wäre. Die Arbeit ist nur ein Mittel des Lebens, ein Mittel zu uns selbst. Kein Zweck. Herrgott, diese verdammte Zweckmäßigkeitsweltanschauung, die nur

Schweißtiere aus uns macht! Die Arbeit wird oft am besten gefördert, wenn wir nicht arbeiten. Dieses Sichberengern in tägliche Pensum und die exakte Einteilung. Gehen Sie, Kaiser, Sie werden reif für den grünen Tisch. Was ich ein Bekampfel mit den Eseln am grünen Tisch im Ministerium habe, nein, nicht zu sagen; da lerne ich es kennen, was das für Geister sind. Die Jugend wird mir immer feltamer: sie pocht auf eine Konserbativität, die ihr gar nicht angemessen ist, in der sie sich selbst auflöst, ohne es zu merken. Mit vierzig Jahren sind die Leute all Greise. Was sind zehn Jahre in einem Menschenleben! Ich jattle morgen um, wenn ich die innere Notwendigkeit dazu fühle, und ich bin nun schon bald am halben Hundert — und meine Psychiatrie ist noch keine zehn Jahre alt.“

Sie waren so zu sprechen gekommen, weil Philipp es abgelehnt hatte, diesen Winter an den Vergnügungen teilzunehmen. Die Geldfrage spielte keine Rolle mehr. Er hatte durch die Vermittlung des Professors dreitausend Mark bekommen — à fonds perdu — „aber wenn Sie es später einmal zurückzahlen wollen, sollen Sie den Geber erfahren“, hatte Professor Winter gesagt. So hatte Philipp die Arbeit vorgeführt.

„Ich will Ihnen sagen“, nahm der Professor wieder die Rede auf, „Sie sind schon zu lebensseitig geworden durch die paar Jahre Entbehrung. Ich kann Ihnen sagen, Sie müssen dagegen ankämpfen. Es führt zu nichts. Sie laufen in eine Sackgasse hinein. Dann leben Sie sich fünfzig Jahre lang auf die gleiche Weise, wiederholen sich mit jedem Tage fünfzig Jahre lang pedantisch selber. Langweilig. Ewig im Kreise herum. Wenn Sie Ihren Ehrgeiz darein setzen, daß Ihr Leben ein schöner runder Kreis ist, bedauere ich Sie. Ihr Leben muß eine fortlaufende Linie sein. Dazu gehört mehr Kraft, als diese herausgehängte Charakterkraft der Einsamen und Harmonischen. Dumm, daß die Harmonie nur in der Einsamkeit sein soll, weil ein feiner Kopf sie darin gefunden hat. Charakter, Harmonie, Einsamkeit, das muß etwas so Tiefes und Selbstverständliches und Sicheres in uns werden, daß wir uns nicht einen Brustschild daraus zu machen brauchen. Eine heimliche Medaille, wenn Sie wollen — Schwäche ist da noch genug darin, aber immerhin — aber sonst: nur keine Krähwinkerei. Wir wollen Weltmenschen sein, umfassend, beweglich, angeregt, und anregend.“

„Dazu gehört die entsprechende Herkunft und Erziehung“, warf der Philipp ein.

„Wie meinen Sie?“

„Nun, dazu muß einem etwas von der Wiege mitgegeben sein, dazu muß man die Kinderstube gehabt haben.“

„So? Sie glauben an die Macht des Geburtsaristokratismus? Fein! Ich glaube gar nicht daran.“

„Aber sehen Sie sich doch nur die Menschen an. Sie sind alle das, wozu sie geboren sind.“

„Ganz richtig, wozu sie geboren sind, aber nicht als was sie geboren sind. Rasse in diesem Sinne muß in ihnen sein. Rasse der Werdefähigkeit. Rasse des Aufstiegs. Das andere — pfui! Es kommt auf die Kristallisationskraft in uns an. Sonst bleiben wir Straßendreck. Aber daß die Kristallisationskraft fehlt, das finden Sie oben wie unten.“

„Nur daß es oben keinen Straßendreck gibt“, triumphtierte Philipp.

„Der äußere Schein ist oft ein anderer. Quarz und Glimmer, die wie Edelgestein wirken. Wohl.“

„Und die Vererbung?“

„Leiden Sie an ihr?“

Philipp zögerte.

„Es läßt sich nicht so rasch darüber entscheiden. Wir dürfen nur nicht die Begriffe verwechseln. Was der Mensch äußerlich ist, entscheidet nicht; was er innerlich ist, ist im Leben wirksam. Und diese Begriffsverwechslung haben Sie in der Geburtsaristokratie meist. In der Vererbung sind aber das die entscheidenden Faktoren, die sich als positive Kraft geltend machen — die die positiv-überwiegenden sind. Darin muß uns etwas mitgegeben sein. Das gebe ich zu. Wo das negative Element vorwiegt, oder wo eine kulturelle Gleichgültigkeit vorherrschend ist, da ist nichts zu erwarten. Das ist verkommene Rasse, Rasse ohne Werdefähigkeit. Die verabscheue ich. Aber woher wir erben, wer da wieder in uns

in dem positiven Sinne wirksam wird, das wissen wir oft nicht. Es kommen Eigenschaften wieder herauf, die langen Schlaf zur Stärkung gebraucht haben. Vorsichtig damit umgehen! Wissen Sie was: in meiner Jugend habe ich die Gänse gehütet. Neben uns wohnte ein Tischler — das war eine ordinäre Bande, von oben bis unten hin.“

„Mein Vater war Maurer und ist im Rhein ertrunken,“ sagte Philipp — „und meine Mutter macht Biegel in einer Biegelei.“

„Mensch,“ fuhr der Professor auf, „was sprachen Sie nicht eher davon, wenn das Sie bedrückte?! Was liegt daran! Wenn Sie einen Einschlag davon haben sollten, um so mehr ist Korrektur vonnöten. Um so mehr müssen Sie für Leichtigkeit sorgen, sonst gibt Ihnen das ein Gewicht, das Sie nicht mehr los werden.“

Er legte ihm die Hände auf die Schultern und sprach sehr gütig:

„Sie gehen Sonntag hin zu Kommerzienrat Ebner und machen Ihre Visite. Mittwoch sind Sie auf dem Maskenfeste. Und wo eine Einladung herkommt, da gehen Sie hin. Man will Sie kennen lernen. Kommerzienrat Ebner interessiert sich für Sie. Er ist ein Parvenu. Aber er hat Verpflichtungen an seine Stellung. Das fühlt er. Weiter ist's nichts mit ihm. Stimmbieh im geistigen Leben, Banause, Philister. Aber das zählt für einen Maskenball nicht. Im Gegenteile, das ist sehr gut. Sie können sich amüsieren in der Beobachtung, wie der Mann seine Maske trägt. Sehen Sie, in solcher Leute Leben kommt es nur auf die Maske an und wie sie getragen wird. Das ist ein gesunder Synismus, damit zu rechnen.“

Und Philipp war willig.

(Fortsetzung folgt.)

5)

Der fuchs.

(Nachdruck verboten.)

Ein Tiermärchen von Karl Ewald.

(Autorisierte Uebersetzung von Hermann Rih.)

Als nun alles so weit in Ordnung war, da hätte man glauben sollen, daß der Fuchs ruhig in seinem neuen Hause geblieben wäre, um so mehr, da er von dem gestrigen Hasenbraten noch ganz satt war und sich vorläufig nichts aus neuer Nahrung machte. Aber er hatte andere Pläne im Kopfe.

Zu allererst lehrte er in sein altes Haus zurück und schleppte so viele Dornenzweige, wie er bewältigen konnte, in die beiden Löcher hinab, in die die Hunde postiert werden sollten. Er konnte sich ausrechnen, daß das die beiden kleinsten sein würden. Vor den beiden andern würden der Förster und der Gehilfe sich aufstellen. Dornenzweige konnte er genug bekommen, da gerade in der Nähe abgeholzt worden war. Er stopfte sie so dicht und fest hinein, wie es ihm nur möglich war, und war fest davon überzeugt, daß die Hunde schwere Arbeit haben würden.

Außerdem aber wollte er dem Förster noch einen kleinen Schabernack spielen, um sich an ihm wegen seines bösen Planes zu rächen. Vorläufig legte er sich auf einem hübschen, geschützten Moosplätzchen schlafen, von wo man einen Ueberblick über den Weg hatte, auf dem der Förster kommen mußte. Dort blieb er die ganze Nacht bis zum Sonnenaufgang liegen, indem er mit dem einen Auge schlief und das andere auf den Weg hielt.

Raum war die Sonne hervorgekommen, als er den Zug aus der Försterei herannahen sah. An der Spitze ging der Förster mit seinem doppeläufigen Hinterlader, beide Läufe gut mit Fuchsschrot geladen. Das wußte der Fuchs, und es glückte in ihm, wenn er daran dachte. Die beiden neuen Hunde führte er an einer Leine, oder richtiger: sie zogen ihn. Denn sie waren so eifrig, um vorwärtszukommen, daß er sie beinahe nicht halten konnte. Dahinter kam der Gehilfe mit seiner Büchse. Und dann folgten die beiden andern Hunde des Försters; sie hatte man der Sicherheit wegen mitgenommen, und weil sie davon profitieren konnten, wie ein alter Fuchs in seiner Höhle gefangen wurde. Und zu allererst, etwas hinter den andern, kam der alte Flug dahergehinkt, der Hund, den der Fuchs seinerzeit zum Krüppel geblissen hatte. Er hatte vermutlich Lumpe gerochen, daß es sich um die Befreiung seines Todfeindes handelte, dessen Niederlage er mit ansehen wollte.

„Diesmal, denk' ich, kriegen wir ihn“, sagte der Förster. „Es wird nicht eher Friede im Walde herrschen, bis der alte Schlingel tot ist.“

„Auch er!“ sagte der Fuchs vor sich hin. „Das sind mir niedliche Burschen. Er selber ist einen Tag über den andern junge Hühnchen und Hasenbraten und Rehriden und Ochsen- oder Kalbs- oder Lammbraten. Und da nennt er mich einen Räuber und Banditen. Alles in allem ist er keine Spur klüger als die arme Nachtigall, die ich neulich getroffen habe. Aber desto besser für mich.“

Nun verschwand der Zug im Walde, und der Fuchs erhob sich aus dem Gebüsch. Er hatte einen langen Umweg gemacht, so daß

er sicher war, daß keiner der Hunde ihm auf die Spur kam. Und als der letzte Laut verstummt war, schritt er an sein Werk.

Er schlenderte über das Stoppelfeld schnurstracks auf den Forsthof zu. Angst brauchte er nicht zu haben, denn alle Hunde waren ja im Walde, und es war kein anderes Gehöft in der Nähe. Die Leute in der Försterei schliefen gewiß wieder, nachdem sie zum Aufbruch des Försters aufgestanden waren. Bis zur Rückkehr der Jäger konnten ja gut ein paar Stunden oder mehr vergehen.

Ruhig drang der Fuchs in das Gehöft ein. Er benutzte ein kleines Gäßchen, das zum Hühnerstall führte. Er wußte recht gut, daß alle Hühner auf der Stange saßen und schliefen. Aber er wußte auch, daß sie bald wach werden und alle Leute auf dem Gehöft durch ihr Schreien wecken würden. Darum tat Eile not. Dicht vor dem Hühnerhaus stand die Hütte, in der Flug wohnte; sie war heute also leer. Und dann war da eine kleine Falltür, durch die die Hühner ins Freie gelangten. Aber die Öffnung war groß genug, so daß der Fuchs hineinschlüpfen konnte. Er war ja schon öfter da gewesen.

Binnen fünf Minuten bis er allen Hühnern ohne Ausnahme den Hals durch. Er fraß keins von ihnen, denn er war nicht hungrig. Er wollte bloß dem Förster zeigen, was der alte Fuchs fertig brachte.

„Nun sollst Du sehen, was Bosheit ist“, sagte er.

Dann schlich er über das Stoppelfeld zum Walde zurück, begab sich in einem großen Bogen zu seiner neuen Höhle und schlief bald fest wie ein Stein. Aber drüben vor seiner alten Behausung war große Jagd.

Ganz vorsichtig und leise näherte sich der Förster mit seinem Gefolge der Stelle. Es kam ja vor allem darauf an, den alten Fuchs nicht zu erschrecken, damit er nicht Reißhaus nahm, wenn er Wind davon bekam, was ihn erwartete.

„Es gibt keine klügeren Tiere im Walde“, sagte der Förster.

„Oft glaube ich: er ist ebenso durchtrieben wie ich selber. Er kennt die Jagdzeit und alle Signale; und es sollte mich nicht im geringsten wundern, wenn er auch die Jagdsprache versteht. Wir müssen fürchterlich aufpassen. Ein Zweig, der unter unsern Füßen knackt, genügt, um ihn mißtrauisch zu machen.“

Mäuschenstill bewegten sie sich vorwärts. Die Hunde zerrten an ihren Leinen, ohne einen Laut von sich zu geben. Sie wußten ebenjogut wie die andern, was auf dem Spiele stand. Und der alte Flug hinkte auf die Anhöhe hinauf, unter der der Fuchsbau lag. Dort blieb er sitzen und ließ die Zunge aus dem Halse heraushängen. Von dort aus konnte er alle vier Eingänge übersehen und sich freuen, wenn sein Todfeind herborkam und würdig empfangen würde.

Bald war jeder auf seinem Posten. Der Förster und der Gehilfe spannten die Hähne an ihren Büchsen und standen vor ihren Löchern. Die beiden Hunde hatte man losgelassen, und sie fuhrten auf das Signal hin in den Fuchsgang hinab. Gleich darauf kamen sie wieder mit blutigen Schnauzen zum Vorschein. Sie hatten nicht im entferntesten daran gedacht, dort unten Dornenzweige zu finden und waren blind darauf losgestürzt, bereit, die Hähne in den Fuchs zu bohren. Der Förster kraute sich den Kopf. Das begriff er nicht. Daß der Fuchs die Höhle verlassen hatte, war ja eine Möglichkeit, mit der er rechnen mußte. Aber daß er noch in den letzten Tagen da gewesen war, wußte er mit Bestimmtheit; und woher die Dornenzweige kamen, das war und blieb ihm ein vollständiges Rätsel.

Er trieb jedoch die Hunde wieder hinunter, und sie schnauften und kläfften und gruben und bissen sich denn auch schließlich durch die Dornen hindurch.

„Geben Sie acht!“ rief der Förster dem Gehilfen zu. „Jetzt kommt er — entweder zu Ihnen oder zu mir. Ich höre ihn schon.“

Es kam auch einer zu jedem von ihnen — nämlich ein Hund. Der Förster sah es ja sofort und stellte ärgerlich den Dahn auf seiner Büchse ab. Der Gehilfe aber drückte hocheifrig ab auf das, was aus der Öffnung hervorlam, auf die er acht geben sollte. Und diesmal traf er und schoß den einen der beiden neuen ausgezeichneten Dachshunde mausetot. Der Förster stuchte und schimpfte, und der Gehilfe war bestürzt. Aber das alles machte ja den Hund nicht wieder lebendig.

Dann lehrte der Zug nach Hause zurück, wütend und verlegen. Der alte Flug hinkte mit heraushängender Zunge hinterher. „Warte nur, Du alter Fuchs!“ sagte der Förster und ballte die Faust nach dem Walde hin. „Ich werd' Dich schließlich doch kriegen.“

Als er nach Hause kam, traf er seine Tochter und das Dienstmädchen in Tränen an. Alle umstanden die prächtigen 27 Hühner, die man in einer Reihe auf den Hof gelegt hatte.

„Nun weiß ich, wo der alte Fuchs heut nacht gewesen ist“, sagte der Förster; „und wenn sein Fell nicht an der Wand hängt, bis der Winter vorüber ist, will ich kein ehrlicher Förster sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Von Deutschland nach Kopenhagen.

Kopenhagen, August 1910.

Wir schreiben dieses nicht allein für die wenigen Genossen, die das Glück haben, in einigen Tagen hier, in einer der schönsten gelegenen Städte Europas, über das fernere Schicksal der inter-

nationalen Arbeiterbewegung mitzubestimmen. Sehr viele sind es, die auch zu Hause nicht nur den Verhandlungen folgen, sondern auch dem Orte nachdenken und den Wegen, auf denen die Gewählten dem diesjährigen Kongress zutreiben.

Weitaus die Mehrzahl der Teilnehmer am Kongress wird den bequemsten Weg über Warnemünde-Gjedser (sprich Geeser) wählen. Er bietet nur eine Seefahrt von zwei Stunden, und wenn wir es auch neulich erleben mußten, daß eine Dame nach der andern stöhnend in gewissen Lokalitäten verschwand, daß einige bei Warnemünde noch recht redselige Berliner Mäuler allmählich immer stiller wurden, so lag das wohl mehr an dem stürmischen Wetter. . . . Sonst gleitet die Riesenfähre über die Ostsee wie über den Bodensee, ohne nach links oder rechts, nach vorn oder hinten zu schwanen. Es will einem freilich schwer fallen, diese Schiffe Fähre zu nennen; denn wenn man ihnen von weitem auf der Fahrt begegnet, sehen sie aus, wie jeder moderne Seedampfer — schlant und behende. Man merkt ihnen nicht an, daß sie außer Passagieren und Gütern zuweilen noch ein halbes Dutzend D-Wagen auf sich beherbergen. Das ist für Binnenländer vielleicht das Interessanteste an der ganzen Fahrt: Bald nachdem man sich durch das bei allem politisch üblichen Auser so seenerreich anmutige Mecklenburg hindurchgewunden hat, wird der Zug, oder vielmehr nur seine feudale und großbürgerliche Hälfte (die erste und zweite Klasse), aufs Wasser gelassen, d. h. die Wagen rollen bei einem Aufenthalt von kaum 10 Minuten auf das bereitliegende Schiff, werden durch mächtige Klammern auf Deck befestigt und die Fahrt geht per Achse und Schiff weiter. Links taucht der berühmte Badestrand von Warnemünde, rechts Darß und Zingst auf. Nach einer halben Stunde schwimmt man mitten auf der See und kann, wenn die Aussicht nicht gerade durch einen Pfeiler verdeckt wird, vom Coupé aus das schönste Meerbild überschauen. Zuweilen tauchen am Bug des Schiffes Rümmler auf, fette, kleine Delphine. Immer aber ist die See links und rechts mit weißen Segeln und rauchenden Schloten bevölkert. Wir kreuzen den Lübed-Stockholmer Kurs. Meist haben die Schiffe Holz geladen — nicht nur binnen Schiffs. Mehrere Meter hoch ist das schwedische Holz auf Deck gestapelt. Oder es sind Erz-Schiffe aus Sapatanda. Dicht vor Falster geht die Route Lübed-Kopenhagen entlang, von der nachher zu reden ist. Eine halbe Stunde vor Landung kommt die dünne Zunge von Falster in Sicht, fast zu schnell für den, der auf eine richtige Seefahrt sich freute. Die Zunge mit ihren 25 Kilometern Länge verkürzt die Fahrt um ein Beträchtliches. An Heul- und Ringelboje vorbei, auf peinlich genau markiertem Wege (wegen der benachbarten Untiefen) schiebt sich der Dampfer in den kleinen Fischerhafen Gjedser hinein. Die Klammern fallen von den Wagen, und in 10 Minuten faulen wir, rechts See und links blumenübersäte Wiesen, durch Dänemarks südlichste Insel hin. Jedem wird sofort das Frische der Farben auffallen, das von der See herrührt. Solches Grün wächst in Hessen nicht. Solches Rot der Dächer findet man weder in Breslau noch in Köln. Aus den Dörfern schauen die stumpfen Türme der Kirchen heraus. Daß Dänemark ein Agrarland — wenn auch besonderer Färbung — ist, merken wir in der ersten Stunde. Was links hinter der See aufsteht, ist die Insel Laaland. Der dazwischen liegende Guldborgsund ist so schmal, daß bei dem alten Hafentort Nyljöbing zwei Brücken ihn bequem überschlagen. Daran, daß dieser kleine Hafentort, den wir passieren, die Hauptstadt der ganzen Insel ist, wird klar, welchen kleinen Maßstab man in Dänemark (abgesehen von der einzigen Großstadt) überall anlegen muß. Wir faulen weiter. In einem bequemen dänischen Wagen — mit Lederkissen. Gegenüber sitzen zwei dänische Mädchen. Eine raucht, die andere läßt eine Schildkröte spazieren laufen. Es ist alles loser, ungezwungener, französischer als in Deutschland. Zum Beispiel das Baden. Hier in Charlottenlund badet alles durcheinander — ohne daß davon das echte deutsche Entrüstungs- oder Zustimmungsgeschrei gemacht wird, von dem Shtl widerhallt. Heute morgen, als wir aus den Badefarren stiegen, schwammen vor uns ein paar splitternaakte Männlein umher.

Derweilen ist Falster durchfahren. Von Seeland, der Hauptinsel, trennt uns der Storeström. In einem halben Stündchen wird auf dieselbe Manier wie vorher die Ostsee überfahren. Noch eine kleine Insel und Eisenbrücke — und vor uns liegt breit und grün die Hauptinsel des Königreiches. Ein altertümliches Städtchen begrüßt uns. Bordingborg mit dem berühmten Gänseturm aus Waldemar Atterdags Zeit. Wir erstehen von dem Zeitungsmann ein paar Kopenhagenzeitungen und sind nun gerüstet auf die letzten zwei Stunden Bahnfahrt — immer durch Wiesen und Buchenwälder. Einmal, bei Njoge, sehen wir plötzlich wieder auf die Ostsee. Nach einer halben Stunde bei Roskilde schon auf das Kattegat. So klein ist auch diese „große“ Insel. Diese fjordartige Buchten ziehen freilich von allen Seiten in sie hinein.

Raum einer der Genossen wird sich Zeit nehmen, in Roskilde (sprich Roskille, d. h. Rosenquell) auszusteigen. Früher zirka 100 000 Einwohner zählend, ist sie gleich andern alten Hansastädten, gänzlich heruntergekommen. Mit 8400 Einwohnern geht sie lediglich an historischen Erinnerungen. Der grüne Doppelsturm, den man bei der Ausfahrt aus der Stadt sieht, gehört zum Roskilder Dom, einem uralten Backsteinbau, der neben den Resten der dänischen Könige einige köstliche spätgotische Erinnerungen birgt. Man erinnert sich, wie vor einiger Zeit ein paar „Schwere

Jungen“ diesen reichen Königsgräbern einen erleichternden Besuch abgestattet haben.

In Roskilde stößt die Warnemünder Route mit zwei andern zusammen. Bevor wir die Fahrt der letzten halben Stunde antreten, suchen wir den Weg der übrigen Genossen zu beschreiben, die von Kiel resp. Fredericia kommen.

Die Fahrt via Kiel-Korsör ist in mancher Beziehung die empfehlenswerteste. Sie bietet eine schöne Seereise und eine anregende Fahrt durch den auch landschaftlich ausgezeichneten Kriegsschiffhafen. Das Bild der links und rechts aus dem Wasser tauchenden Inseln Langeland und Laaland ist unbergflich, besonders für den, der die Nachtfahrt wählt und die dänische Küste und die ausfahrenden Fischerboote im roten Sonnenaufgangslichte sieht. Freilich ist den kurzen Ostseewellen auch auf dieser kleinen Strecke nicht zu trauen. Wir sind schon gefahren, daß keiner schlafen gehen mochte, sondern alles sah bei Licht auf Deck — so ruhig und fest schob sich das Schiff dahin. Wieder ein andermal, da mußten wir gerade auf dieser kleinen Strecke dem Gotte Neptun unsern Tribut zahlen. Wer das bunte Treiben des Kieler Hafens zu sehen wünscht, fährt mit dem deutschen Tagesdampfer (die Nachtdampfer sind dänisch) vormittags weg. Er wird um die Mittagszeit an der Backbordseite einen kleinen Leuchtturm sehen. Es ist der Leuchtturm von Falkeberg (sprich: Falkeberg) auf Langeland, das erste Stück Dänemark nach dieser Seite hin. Allmählich entfaltet sich die Insel. Das alte Wikingerschloß Trankjaer schaut von den weißen Felsen herunter. Rechts kommt Laaland näher, das wir auf der Warnemünder Route kennen lernten, mit Rasklow, wohin die Kieler öfter ihre Sonntagsausflüge unternehmen. Stroöb, die kleine Leuchtturminsel mitten im Belt, steigt aus dem Wasser auf. Eine Viertelstunde noch, und wir laufen in den geräumigen Hafen von Korsör ein.

Hier machen wir eine Pause. Eben kommt die Fähre von Nyborg herüber, die diejenigen Genossen bringt, die aus gewichtigen Gründen auf jede Seefahrt verzichtet haben. Sie wählten den Landweg in direkten Wagen von Hamburg über Schleswig, Flensburg und Landrup. Der Belt ist hier bei Nyborg 23 Kilometer breit. Aber das Wasser nicht unruhiger, als an jeder großen Strommündung. Auch hier werden die Eisenbahnwagen auf großen Trajekten überführt. Wer diese Landroute wählt, durchquert von Hamburg aus Schleswig-Holstein in gerader Längslinie. Ganz allmählich, ohne viel Wechsel zu merken, gleitet er in das dänische Milieu hinüber. Zwischen Flensburg und Kampdrup wird er sich unwillkürlich der politischen Verhältnisse dieses Landstriches erinnern. Hier, besonders um die Poststation und Landratsstadt Böhens herum, tobt am heftigsten der Kampf zwischen den nordischen Galatisten und den Dänen. Und auch der kleine Grenzfluß, die Königssau, die Stadt Kolding und der Hafen Fredericia mit dem „Standbild des tapferen Landsoldaten“ — alles erinnert den Reisenden an die alten Kämpfe.

In Fredericia teilt sich die Bahn. Der Hauptzweig geht nach Norden weiter, über Aarhus, Randers, Aalborg nach Frederiks-havn, dem Abfahrtsort für Gotenburg und Christiania, sowie weiter nach Kap Stagen, dem nördlichsten Punkte Dänemarks mit dem berühmten Badestrand. Der kleine Zweig biegt rechts ab und ladet die Wagen auf das Trajekt des Kleinen Belts. Dieser wird in zwölf Minuten durchkreuzt. Bei Strib landen wir auf Dänemarks zweitgrößter Insel, Fünen. Die Inseln sind alle von der gleichen landwirtschaftlichen wie ökonomischen Struktur. Überall Agrarwirtschaft in höchster Ausbildung, sowohl was die genossenschaftliche Organisation als auch den maschinellen Betrieb anbetrifft. Die einzige Stadt der Insel ist Odense (Kon auf der ersten Silbe!), durch einen Kanal mit dem Kattegat seit sechs Jahren verbunden und von da an aufblühend bis zu jetzt 44 000 Einwohnern. Der in der Literatur Bewanderte kennt sie als Geburtsstadt des dänischen, vielmehr europäischen Märchen dichters Andersen. Im Schloßgarten hat Haffelkriss, der bekannte Schöpfer des Korsu-Heine-Denkmal, ihm ein Monument gesetzt.

Bis Nyborg hält der Zug nicht an. Wir blättern in dem dänischen Industriekalender, der über unserm Platze hängt. Er enthält, zwischen den Kellamen zerstreut, allgemeine Statistiken. Welch lächerliche Blüten treibt doch die nationale Idee. Hier steht ein Verzeichnis von den zirka 200 berühmtesten Männern der Welt. Wir zählen nach und finden: es sind etwa ein Drittel Dänen von ihnen, Namen, die wir Europäer nie gehört haben. Und unsere Gedanken spinnen sich weiter. Wir kommen just aus Oesterreich. Warum ist die Krone dort 80 Pfg. und hier 1.20 Mk. wert? Wahrscheinlich, man kann über Nationalismus nicht besser philosophieren als im internationalen D-Zug-Wagen.

Derweilen haben wir Nyborg erreicht. Die Fähre ladet uns auf ihren breiten Rücken, und nach einer Stunde Velfahrt ist Korsör und damit der Anschluß an die Kieler Route erreicht. Von Korsör bis Roskilde ist anderthalb Stunden Fahrt.

Seeland ist bewaldeter als Fünen. In der Mitte der Strecke liegt, leider vom Bahnhof aus nicht sichtbar, das alte Sorö mit einem alten Eistergierserkloster und des großen Lustspiel dichters Holberg Grab. Immer wieder fällt die Frische und Wärme der Farben auf. Man merkt, daß hier das Klima von Süd-England herrscht. Der Golfstrom ist in der Nähe. Es gibt in und bei Kopenhagen Gärten von verschwenderischer Leppigkeit.

In Roskilde stößt unsere Linie mit der über Warnemünde führenden zusammen. Alle drei Routen vereint legen nun die

Letzte halbe Stunde zurück. Range vor dem Ziel kündigt sich die Stadt mit Laubentkolonien, mit Gärten, Villen, Fußball- und Tennisplätzen an. Die Lauben zeichnen sich durch hohen Geschmack aus. Der Sport ist Volksbesitz wie in England, kein Privilegium, wie noch meistens in Deutschland. Scharen von Radfahrern, wie keine Stadt außer Kopenhagen sie kennt, beleben die breiten Vorortsalleen. Türme werden sichtbar. Grün und scharf umrissen stehen sie in der klaren Seefrust. Jetzt beginnen die elektrischen Bahnen. Rauch, Maschinen, Rangierzüge — wir sind, wie bei jeder Großstadt, in den üblen Bereich des Bahnhofes gekommen.

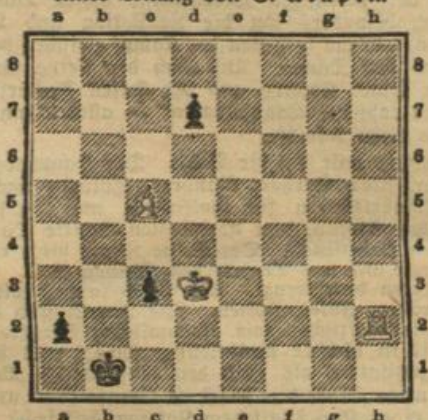
Außer diesen meist benutzten Routen nach Kopenhagen gibt es noch einige andere, die sich aus diesem oder jenem Grunde empfehlen lassen. So werden z. B. die Genossen, die seefest sind, vielleicht die Route über Lübeck wählen. Von Hamburg ist man in einer Stunde in Lübeck. Hier besteigt man die Hallandschen Dampfer, hat eine Stunde Abendfahrt auf der Trave und ebensoviel in der reizvollen Reustädter Bucht. Am andern Morgen sieht man bereits die weißen Kreideseifen von Møens Skint, wenn man spät aufsteht, schon die grünen Ufer von Seeland zu seiner Linken. Die Einfahrt ist unergleichlich schön. Zuerst wird die Stadt von der vorgehobenen Insel Amager verdeckt. Nur der Schillerlokenartig gewundene Turm der Erlöserkirche ist zu sehen. Nach einer Wad- borbiegung liegt der schöne Hafen vor uns. Wenn wir nicht selber schon unter dem Grimme Neptuns gezeugt hätten, wir würden allen diese Einfahrt empfehlen.

Man kann sie aber auch bequemer genießen. Besonders wenn man von den östlichen Gegenden Deutschlands kommt. Wir meinen nicht die Seefahrt von Steffin aus, für die dasselbe gilt wie für die Lübecker. Aber seit einem Jahre kann man Kopenhagen auch via Sahnitz-Trelleborg mit dem Trajekt erreichen. Die Seefahrt dauert hier vier Stunden. Man durchreißt einen Bissel von Schweden, besteigt in Malmö wieder das Fährschiff und hat die Einfahrt in Kopenhagen vielleicht noch schöner, als vom Süden.

Viele Wege führen nach Kopenhagen wie nach Rom. Dänemark empfängt alle Fremdlinge höflich und freundlich. Um so freundlicher, wenn es solche Deutsche sind, die sich von dem nationalen Pathos freigemacht haben und gewillt sind, jede Kultur, auch wenn sie auf dem ersten Blick zwerghaft erscheint, vorurteilslos zu beobachten und zu beurteilen.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.



J. Vething, Weiß zieht und gewinnt.

Lösung des Endspiels vom 13. August. (Zinsk, Weiß: Kd3; To8. Schwarz: Kb3; BB: b4, c3, f4. Weiß zieht und gewinnt.) 1. To8—h8. (1. To4? f3; 2. Tf4, c2; 3. Kd3, f2; 4. Kc1, Ka2; 5. Kxco2, b3?; 6. Kc3, b2; 7. Txfs, Ka1; 8. Txhb2 Pot.) 1. Kb3—b2; (1. c2; 2. To8! Ober 1. f3; 2. Th2, Ka4; 3. Kc4, Ka3; 4. To2 zc.) 2. Th8—h2?, Kb2—b1 (2. Kc1; 3. Tf2) 3. Th2—g2, f4—f3; 4. Tg2—f2, Kb1—c1. (Auf 4. Ka1 folgt Kd3—d4—b3! zc.) 5. Tf2xf3, c3—c2; 6. Tf3—f1?, Kc1—b2; 7. Kd3—d2, b4—b3; 8. Tf1—g1, Kb2—a2; 9. Kd2—c3 (falls 9. Kc1, so 9. Ka1); 9. b3—b2 (Siehe Anmerkung.) 10. Kc3xco2 und gewinnt. (Anmerkung: So lautet die Lösung des Komponisten, der jedoch übersehen hat, daß bei 9. c1!; 10. Txco1, b2; 11. To2, Ka1! das Spiel doch Remis bleibt.)

Schachnachrichten. Aus den Hauptturnieren des Hamburger Kongresses sind als erste Preisträger die Herren Koilevi, Johner und Baracz hervorgegangen, die nunmehr laut Statuten des Deutschen Schachbundes berechtigt sind, an Meisterturnieren teilzunehmen.

Die Ungerechtigkeiten in der Verwaltung des Deutschen Schachbundes betreffs Zulassung von Teilnehmern an Meisterturnieren haben einen Protest von der Berliner Schachgesellschaft verursacht. Der Vorsitzende der Gesellschaft hat sein Amt als Schriftführer des Deutschen Schachbundes niedergelegt.

Wie verlautet stehen folgende Meisterturniere bevor: im Oktober in S o d z (Russisch-Polen), im Februar-März in S a n S e b a s t i a n (Spanien) und 1911 in R ö s l n.

Evans-Gambit

vor vielen Jahren in St. Petersburg gespielt.

J. Mitropolski	S. Alapin
Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sb8—c6
3. Lf1—c4	Lf8—c5
4. b2—b4

Giermit erlangt die Eröffnung ihren Namen.

4.	Lc5xb4
5. c2—c3	Lb4—a5!
6. d2—d4	d7—d6!
7. 0—0
Bei 7. dxa5, De7!; 8. Lg5, f6;	9. exf6, gxif6; zc. steht Schwarz besser. Interessant ist auch folgende

Abwendung: 8. Da4, exd4; 9. Sxd4, Sge7; 10. Lg5, Dd7!; 11. Lb5, a6!; 12. Lxc6, Sxc6; 13. Sxc6, Lb6! zc. Ober 8. Da4, exd4; 9. Sxd4, Sg6; 10. Lg5, Dd7!; 11. Lxe7, Sxd4!; 12. Dxa5, Sc6!; 13. Dg5, Dxe7; 14. Dxe7, Dxe4!; 15. Kd2, Dd4!; 16. Ke2, Lf5? nebst 0—0—0.

7. Lc8—d7! Dies ist die stärkste Verteidigung des gefährdeten Gambits.

8. Sf3—g5 Sg8—h6
9. f2—f4 e5xd4
10. e4—e5 0—0!

Nicht 10. dxe5 wegen 11. La3 mit Verhinderung der Rochade

11. e5—e6 Ld7xe6! Ungünstig wäre 11. fxe6; 12. Lxe6?, Kh8? wegen 13. Dd3, g6; 14. Dh3 zc.

12. Le4xe6 f7xe6
13. Sg5xe6 Dd8—f6
14. Se6xf8 Ta8xf8

Weiß hat zwar die Qualität gewonnen, steht aber in der Entwicklung sehr zurück.

15. Lc1—b2 La5—b6 Das Reimen auf c3 scheitert an Dd3?

16. c3xd4 Sc6xd4
17. Kgl—h1 Sh6—f6
18. Dd1—d3 Sd4—e2!!

19. Lb2xf6 Es drohte Sf5—g3? nebst Dh6?.

19. Sf5—g3?!
20. h2xg3 Tf8xf6
21. Dd3—d5? Kg8—f8
22. g3—g4

22.	Tf6—h6?
23. Dd5—h5	Se2—g3?
24. Kh1—h2	Sg3xf1?
25. Kh2—h3	Th6xh5?
26. g4xb5	Lb6—d4
27. Sb1—c3!	Ld4xc3
28. Ta1xf1

Die schöne Kombination führte also doch nur zu einem Abtausch. Das Endspiel steht aber für Schwarz günstiger.

28. b7—b5
29. Kh3—g4 b5—b4
30. Kg4—f5 Kf8—f7!

Um Ke6 zu verhindern.
31. Kf5—e4 c7—c6

Auch nach d5 darf Schwarz den weißen König nicht lassen.
32. Ke4—d3 d6—d5

Giermit wird Ke4 verhindert.
33. g2—g4 a7—a5
34. g4—g5 a5—a4
35. f4—f5 h7—h6!

Es drohte g5—g6? Falls letzteres jetzt geschieht, kann Schwarz mit Kf6 antworten.

36. g5xh6 g7xh6
37. Tf1—g1 a4—a3
38. Tg1—g6 c6—c5
39. Kd3—c2

Auf 39. Txh6? würde sofort 39. b3! entscheiden, da der schwarze a-Bauer zur Dame ginge.

39. c5—c4
40. Tg6xh6 b4—b3?

41. Ke2—b1! d5—d4
42. Th6—d6 d4—d3
43. h5—h6 Lc3—e5
44. h6—h7 c4—c3!

45. K5—f6 Auch andere Züge nähern nichts mehr.

45. c3—c2?

46. Kb1—c1 Le5—f4+

Das Studium dieser wenig bekannten Partie trägt bedeutend zur Kenntnis der interessanten Eröffnung bei. Zahlreiche andere Abwendungen der letzteren gedeihen wir in Modell-Partien unserer nächsten Spalten zu bringen.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Ursache der Gehirnerweichung. Die Entdeckungen Ehrlichs haben die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit wieder auf die unheimliche und furchterliche Krankheit, die Paralyse, gelenkt, weil man hofft, auch diese, wenn sie nicht zu weit vorgeschritten ist, günstig beeinflussen zu können. Sie ist bekanntlich eine Folgekrankheit der Syphilis. Das beweist auch wieder die neueste Statistik aus der Irrenanstalt Dalldorf. In 10 Jahren, 1892—1902, wurden dort 2425 paralytische Männer und 1029 paralytische Frauen beobachtet. Sie machten etwas mehr als ein Viertel aller Gesamtaufnahmen aus, von diesen wurden 1488 Personen untersucht. Das durchschnittliche Alter der Männer war bei der Aufnahme 41 Jahre. Der größte Teil der Erkrankungen fällt auf das 39. bis 41. Lebensjahr. Vor dem 30. Jahre ist die Krankheit seltener. Die mittlere Gesamtkrankheitsdauer betrug zwei Jahre und vier Monate. Es wurde nicht ermittelt, daß irgend ein Religionsbekenntnis, auch nicht das jüdische stärker beteiligt war als seinem Verhältnis zur Gesamtbevölkerung entsprach, ebenso machten die Ledigen prozentualer keinen größeren Anteil aus als die Verheirateten. In 57,8 Proz. wurde eine vorausgegangene Ansteckung mit Syphilis sicher nachgewiesen, in 8,5 Proz. war sie sehr wahrscheinlich, in 15 Proz. wahrscheinlich. Der Zeitraum zwischen Ansteckung und Beginn der Paralyse schwankte zwischen 3 und 35 Jahren. Alkoholmißbrauch wurde in 25 Proz. der Fälle konstatiert. Kopfverletzungen kamen nur zufällig in Betracht, geistige Ueberanstrengungen waren ebenfalls nur zufällig. Erblich belastet waren 39 Proz. der Erkrankten. Die Gehirnerweichung befallt in der Mehrheit Individuen, die früher in psychischer und nervöser Beziehung nicht wesentlich von der Norm abwichen. Da nicht alle Syphilitiker Paralyse bekommen, so müssen zu Syphilis noch andere Hilfsmomente hinzukommen, die in der Art der Syphilis oder in der Art des Individuums liegen.